

besteht in der vollständigen Abgeschlossenheit des Asketen in einer vermauerten Grotte, ohne Licht, fern von den Menschen, ohne einen andern Anhaltspunkt in der Zeit als in langen Zeitabständen die Belieferung mit Wasser und Nahrung.

⁵ L. Silburn, *Instant et Cause. Le Discontinu dans la Pensée philosophique de l'Inde* (Paris 1955) 404. Dieses gründliche Werk bleibt bis heute auf seinem Gebiet unerreicht. Es hat zu einem guten Teil die Grundlagen zu diesem Aufsatz geliefert.

⁶ L. Silburn ebd. 212: «Für den versklavten Menschen. . . ist die Beziehung zwischen zwei aufeinanderfolgenden Zeitpunkten eine Bestimmung des einen durch den andern, eine kausale Abhängigkeit nach der Formel: Da dies so ist, ist jenes so. . . Der Mensch aber, der nicht diese Abhängigkeit konstruiert, wird inne, daß die Erfahrungen, die in ihm aufeinander folgen, sich bloß aneinander anschließen und einander nicht mehr bedingen. Somit ist er von jeder zeitlichen Konstruktion befreit.»

⁷ «Stelle auf die Seite, was vor dir ist, und nachher soll es hinter dir nichts geben. Weigere dich zu umfassen, was in der Mitte ist. Dann wirst du in der Ruhe fortschreiten» (Sutta-Nipata, 949). Durch das eitle Aufblähen des eigenen Ichs werden neun Illusionen geschaffen: ich bin, ich bin dies, ich werde sein, ich werde nicht sein, ich werde eine Gestalt haben, ich werde gestaltlos sein, ich werde einen Gedanken haben, ich werde gedankenlos sein, ich werde weder mit einem noch ohne einen Gedanken sein (Majjhima-Nikaya, 40).

⁸ «Das spricht sich besonders deutlich darin aus, daß nach ihrer Erlösungstheorie die erlösende Erkenntnis zwar durch Intuition erfolgt, daß es dazu aber keineswegs nötig ist, die vom Buddha gelehrteten vier Versenkungsstufen zu durchlaufen» (E. Frauwallner in C.J. Bleeker (Hrsg.), *Anthropologie religieuse* (Leiden 1955) 129).

⁹ «Ich irrte auf dem endlosen Weg der vielfachen Wiedergeburt dahin und suchte vergeblich nach dem Architekten des Gebäudes. Es ist eine große Qual, immer wiedergeboren zu werden! O Architekt, ich habe dich entdeckt! Du wirst das Gebäude nicht mehr errichten! Deine Balken sind zerbrochen, der Giebel ist zerstört. Dieses *citta* (gedachtes Wollen) hat seine Aufbauenergien verloren und das Ende der Dürste (*tanha*) erreicht» (Dhammapada, 153 bis 154).

¹⁰ Angeführt von D. T. Suzuki, *Essais sur le Bouddhisme Zen = Spiritualités vivantes*, 3e série (Paris 1972) 23 = *Essays in Zen Buddhism* (London 1927) 34.

¹¹ Die Konvergenzen und die Divergenzen zwischen den buddhistischen Auffassungen und den Ansichten der zeitgenössischen Philosophie im Westen treten deutlich zutage im ausgezeichneten Artikel von W. Dupré über das Stichwort «Zeit» in: *Handbuch philosophischer Grundbegriffe* (München 1974) 1813–1816.

¹² Die buddhistischen Auffassungen und Praktiken in bezug auf die Transzendierung des sterblichen Daseins werden von der (neothomistischen) christlichen Theologie und Philosophie her kritisch gewürdigt bei J. Maritain, *L'expérience mystique naturelle et le vide: Etudes Carmélitaines* 23, Bd. II (1938) 130; L. Gardet, *Thèmes et Textes mystiques. Recherche de critères en mystique comparée* (Paris 1958) 53–55; J. Masson, *Le chrétien devant le Yoga et le Zen: Nouv. Revue Théol.* 104 (1972) 389–396. Zu einem vergleichenden Studium vgl. N. Smart, *A Dialogue of Religions* (London 1960) cap. III. Über das damit zusammenhängende Thema des Schamanismus vgl. schließlich: M. Harner (Hrsg.), *Hallucinogens and Shamanism* (London 1973).

Übersetzt von Dr. August Berz

ETIENNE CORNELIS

geboren 1915 in Oostakker (Belgien), 1944 in den Dominikanerorden eingetreten, 1950 zum Priester geweiht. Er ist Lizentiat der Mathematik (Freie Universität Brüssel 1936), Lizentiat der Geschichte und orientalischen Literaturen (Universität Lüttich 1949), Doktor der Theologie (Theologische Fakultät Le Saulchoir 1958). Gegenwärtig ist er Priester der Diözese 's Hertogenbosch, ordentlicher Professor für Philosophie und Geschichte der Religionen an der Theologischen Fakultät der Katholischen Universität Nimwegen sowie Professor für Theologie der nichtchristlichen Religionen am Institut für Religionswissenschaft und Theologie der Religionen der Theologischen Fakultät des Institut Catholique zu Paris. Er veröffentlichte u.a. Beiträge in den Sammelwerken: *Mysterium Salutis, Sacramentum Mundi, Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert.*

Jean-Pierre Jossua

«Der von der Zeit freigewordene Mensch» im Werk von Marcel Proust

Zwar bildet die Zeit nicht – wie das schon übertreibend behauptet worden ist – das eigentliche Thema des großen Romanwerkes von Marcel Proust, wohl aber durchzieht sie es von Anfang bis Ende: in ihren Momenten und deren Abfolge bildet sie dessen Stoff und Wesensstruktur (in die

wie auserlesene Steine Bruchstücke eingefügt werden, die in den vorhergehenden Entwürfen schon seit langem angefertigt worden waren) und gleichzeitig die Forschungsmethode, dient sie doch als Wahrheitsfindungsinstrument in der Selbsterkenntnis, weil sie uns alle Masken vom Gesicht reißt; auch ermöglicht sie gewisse bedeutsame Erfahrungen, von denen wir hier zu sprechen haben. Wie nach dem Titel seines Hauptwerkes zu erwarten steht, liegt für Proust die Haupteigenschaft der Zeit darin, daß sie «verloren» geht, und die Reflexionselemente, die er in seinem Werk über den Zeitbezug des Menschen beibringt, deuten zum großen Teil in die Richtung dieses Verlustes: Hinfälligkeit des Augenblicks, Macht des Vergessens, Veränderung des Wesens und selbstverständlich auch der Existenz in der Dauer. Doch

die Zeit kann auch «wiedergefunden» werden und damit ist ein gewisser Sieg des Menschen möglich, ein Sieg, der für Proust ein tiefes, entscheidendes Erlebnis, gewissermaßen ein Moment der Unsterblichkeit ist, ein geistiges Erlebnis, das viele schwierige Interpretationsprobleme stellt, auf die wir uns hier nicht gründlich einlassen können, aber auch ein Erlebnis, das uns hier in diesem Heft unmittelbar genug angeht, um es den mit Proust nicht vertrauten Lesern nahezubringen, indem wir einige schöne Stellen zitieren. Insbesondere werde ich mich bestreben, es mit dem literarischen Schaffen Prousts in Verbindung zu bringen, zu dem es weniger notwendige Bezüge aufweist (es ist sicherlich nicht der einzige Weg, um das tiefe Ich zu entdecken, aus dem heraus das Werk entstanden ist), aber doch engere Verbindungen, als man schon wahrhaben wollte (denn jedes Erlebnis schwimmt ja schon im Element der Sprache und ruft dem künstlerischen Schaffen, das es sogar in sein Regime einer – leider nur zeitweiligen! – Vorahnung der Ewigkeit einbeziehen möchte).

Schon lange bevor er «A la recherche du temps perdu» («Auf der Suche nach der verlorenen Zeit») redigierte, trug Proust in Werke, die bis vor einigen Jahren unveröffentlicht bleiben sollten, Spuren dieses aufblitzenden Erlebnisses ein: in «Jean Santeuil» das Wiedererklingen der Glocken der Kindheit im Geläute einer Kapelle im Faubourg Saint-Germain¹, wie auch in «Contre Sainte-Beuve». Ich will hier nicht die sattsam bekannte Stelle von dem in den Tee getauchten Gebäck («Madeleine» genannt) anführen, die sich zu Beginn von «Du côté de chez Swann» («In Swanns Welt») findet, sondern vielmehr die entsprechende Stelle, womit der älteste und wichtigste Teil von «Le temps retrouvé» («Die wiedergefundene Zeit») anhebt; sie rekapituliert alles, was vorausgegangen ist:

«Als ich die traurigen Gedanken, von denen ich eben sprach, noch in mir bewegte, war ich in den Hof des Guermantesschen Palais eingetreten und hatte in meiner Zerstreuung nicht bemerkt, daß ein Wagen sich näherte; beim Anruf des Chauffeurs hatte ich nur gerade noch Zeit, rasch auf die Seite zu springen. Ich wich so weit zurück, daß ich unwillkürlich auf die schlecht behauenen Pflastersteine trat, hinter denen eine Remise lag. In dem Augenblick aber, als ich wieder Halt fand und meinen Fuß auf einen Stein setzte, der etwas höher war als der vorige, schwand meine ganze Mutlosigkeit vor der gleichen Beseligung da-

hin, die mir zu verschiedenen Epochen meines Lebens einmal der Anblick von Bäumen geschenkt hatte, die ich auf einer Wagenfahrt in der Nähe von Balbec wiederzuerkennen gemeint hatte, ein andermal der Anblick der Kirchtürme von Martinville oder der Geschmack einer Madeleine, die in einen Teeaufguß eingetaucht war, sowie noch viele andere Empfindungen (...). Wie in dem Augenblick, in dem ich die Madeleine gekostet hatte, waren alle Sorgen um meine Zukunft, alle Zweifel meines Verstandes zerstreut. Die Bedenken, die mich eben noch wegen der Realität meiner literarischen Begabung, ja der Literatur selbst befallen hatten, waren wie durch Zauberschlag behoben. Ohne daß ich irgendeine neue Überlegung angestellt oder irgendein entscheidendes Argument gefunden hätte, hatten die soeben noch unlösbaren Schwierigkeiten alles Gewicht verloren. Diesmal aber war ich fest entschlossen, mich nicht damit abzufinden, daß ich nie das «Weshalb» kennen würde, wie ich es an jenem Tag getan hatte, an dem ich die in Tee getauchte Madeleine auf der Zunge verspürte. Die Beseligung, die ich eben empfunden hatte, war tatsächlich ganz die gleiche wie diejenige, die ich beim Geschmack der Madeleine gefühlt und deren tiefe Gründe zu suchen ich damals aufgeschoben hatte. Der rein materielle Unterschied lag in den Bildern, die dadurch heraufbeschworen wurden; ein tiefes Azurblau berauschte meine Augen, Eindrücke von Kühle, von blendendem Licht wirbelten um mich her, und in meinem Verlangen sie zu erfassen, ohne daß ich deswegen eher mich zu rühren wagte als damals, da ich den Geschmack der Madeleine wahrnahm und versuchte, bis zu mir vordringen zu lassen, was er mir ins Gedächtnis rief, blieb ich ohne Rücksicht darauf, ob ich die zahlreich versammelte Schar der Chauffeure zum Lachen reizte, in schwankender Haltung stehen, wie ich es eben schon getan hatte, während mein einer Fuß auf dem hohen Pflasterstein, der andere auf dem niedrigen ruhte. So oft ich nur rein materiell dieses gleiche Auf- und Abtreten vollzog, blieb es ergebnislos für mich; sobald es mir aber gelang, die Matinee bei den Guermantes zu vergessen und wiederzufinden, was ich empfunden hatte, als ich in dieser Weise meine Füße aufsetzte, war mir von neuem die undeutlich aufblendende Vision ganz nahe und schien zu mir zu sagen: «Hasche mich, wenn du die Kraft in dir hast, und versuche das Rätsel des Glücks, das ich dir biete, zu lösen.» Fast gleich darauf erkannte ich sie: es war Venedig, über das mir meine Bemühungen, es zu beschreiben, und die angeblich von meinem Gedächtnis festgehaltenen Augenblicksbilder nie etwas hatten sagen können, das mir aber eine Empfindung, wie ich sie einst auf zwei ungleichen Bodenplatten im Baptisterium von San Marco gehabt hatte, samt allen an jenem Tage mit dieser einen verknüpften Empfindungen, die damals abwartend an ihrem Platz in der Reihe vergessener Tage geblieben waren, aus denen sie ein jäher Zufall gebieterisch herausentboten hatte, von neuem schenkte.»²

Was uns hier geschildert wird, ist das plötzliche Sich-aufeinander-Legen zweier identischer Empfindungen, einer vergangenen und einer gegenwärtigen, die sich quer durch die Zeit hindurch so sehr miteinander verbinden, daß der Zeitabstand (dem ersten Eindruck nach) aufgehoben ist und man eine beglückende Wiederholung erfährt – und zwar eine der Ordnung des Ästhetischen angehörende, was Kierkegaard für unmöglich erklärt hatte. Warum dieses plötzliche Glücksgefühl? Weil die gegenwärtige Empfindung ihrerseits eine lebendige Aktualität bietet: die bloß gedachte Erinnerung kann nur fade und leblos sein.³ Andererseits bringt die Erinnerung, die in der Empfindung von einst liegt, die Aura mit sich, die der Gegenwart abgeht, wie dies schon ein Frühwerk bezeugt: «Kaum ist eine Zukunftsstunde uns zur Gegenwart geworden, als sie sich in ihrem Zauber schon entblättert. Aber es ist wahr, sie gewinnt ihn wieder, wenn unsere Seele umfassend genug ist, sie erstrahlt in gut geplanten Perspektiven, vorausgesetzt, wir haben sie weit genug hinter uns gelassen, auf den alten Pfaden unseres Gedächtnisses.» Dies läßt auf den Gedanken kommen, «es könne der Essenz, die er gerade in Händen hat, ein unverbesserbarer Fehler anhaften», während doch die Erinnerung im Grunde wohltuend ist.⁴ In einer berühmten Stelle der «Recherche» erzählt Proust von einem Ausflug und sagt dabei, daß er an diesem zunächst kein großes Vergnügen gefunden hatte, daß er aber in der Folge Freude empfand, als andere, ähnliche Empfindungen die Eindrücke wieder zum Leben erweckten, «die ich an diesen Spätnachmittagen . . . gehabt hatte, als das Laub so gut duftete, der Nebel stieg und man hinter dem nächsten Dorf zwischen den Bäumen die Abendröte sah, als sei sie nur der nächste, im Walde gelegene, ferne Platz, den man vor der Nacht nicht mehr erreichen werde. Diese Eindrücke sollten sich mit denen, die ich später in einem anderen Lande auf einer gleichen Straße empfand, umspielt von allen den sonstigen Regungen des freien Atmens, der Neugier, der Indolenz, des Appetits, der Fröhlichkeit, welche ihnen gemeinsam waren unter Ausschluß aller anderen, gegenseitig verstärken, die Konsistenz einer besonderen Art von Lust und sogar einer bestimmten Lebensform erhalten, die ich übrigens selten Gelegenheit hatte wieder aufzunehmen, bei der aber durch diese Rückschau in der Zeit inmitten der materiell wahrgenommenen immer ein gutes Teil nur erinnerter, nur gedachter, nicht greifbarer Wirklichkeit weste, die mir jedoch in den

Gegenden, die ich durchfuhr, über den ästhetischen Eindruck hinaus ein flüchtiges, aber ekstatisches Verlangen eingab, dort von nun an zu leben.»⁵ Einzig die Erinnerung kann somit Eingang in das Paradies verschaffen, «denn die wahren Paradiese sind Paradiese, die man verloren hat.»⁶

Damit es zu dieser Begegnung kommt, muß somit «die Empfindung etwas Vergangenes in sich schließen» und zugleich muß diese vergangene Wirklichkeit «in eine gegenwärtige Wirklichkeit hineingenommen sein»⁷ oder, anders formuliert, es muß darin ein Bild enthalten sein, das der Vergleich läutern, von allem Nebensächlichen ablösen kann, um ihm eine besondere Qualität zu verleihen. Diese zweite Formulierung ist die von «Contre Sainte-Beuve», doch für Proust trifft auch die erste zu, indem er sich in einen sehr romantischen Vergleich stürzt: «Wie dies nach gewissen Volkslegenden bei den dahingeshiedenen Seelen der Fall ist, inkarniert sich und verbirgt sich jede Stunde unseres Lebens, sobald sie verstorben ist, in irgendeinem materiellen Gegenstand. Sie bleibt darin gefangen, es sei denn, wir begegnen dem betreffenden Gegenstand. Durch ihn hindurch erkennen wir sie, rufen wir sie an, und sie wird befreit. Doch kann es sehr wohl der Fall sein, daß wir nie auf den Gegenstand stoßen, worin sie sich verbirgt. Und so gibt es in unserem Leben Stunden, die nie wieder auferstehen.»⁸

Dieses eigentümliche Erlebnis bringt einen Sieg über das Verfließen der Tage mit sich, denn es gibt die verlorene Vergangenheit wieder zurück. Ja, ja man erlebt dabei irgendwie eine Transzendierung der Zeit, was Proust sehr betont, auch wenn er dies nicht immer so ausdrücklich tut, daß wir das, was er uns mitzuteilen wünscht, voll zu erfassen vermöchten. Schon in «Jean Santeuil» schreibt er: «Die Vorstellung (. . .) kann die unterschiedliche, individuelle Essenz des Lebens nur dann der Vergangenheit entreißen (. . .), wenn sie aus dem Zusammenprall der Gegenwart und einer damit identischen Vergangenheit hervorbricht und sich von der Zeit gelöst hat (. . .), wenn etwas Vergangenes von neuem erstet in einem Duft, in einer Ansicht, die es erglänzen ließ und die die Einbildungskraft anregte (. . .). Ein Zustand, worin wir es mit einer ewigen Essenz zu tun haben, als ob die Einbildungskraft nur einen so erhabenen Gegenstand kennen könnte. Als ob unsere wahre Natur außer der Zeit stünde und dazu da sei, das Ewige zu verkosten, unzufrieden mit der Gegenwart, von der

Vergangenheit in Betrübniß versetzt.»⁹ Ob nun infolge dieser «Essenz der Dinge», an denen man sich freut¹⁰, oder kraft der der Vergangenheit und der Gegenwart «gemeinsamen Essenz» – «eine Essenz, die uns verwirrt, da sie mit uns selbst identisch ist»¹¹ –, oder wegen diesem «kleinen Quantum reiner Zeit», das man eingefangen hat¹², indem man ihm sein Geheimnis entriß – auf alle Fälle äußert sich bei Proust ein starkes Wissen, außerhalb der Zeit zu leben, sie zu transzendieren, und kommt in einem Vokabular (das von Außerweltlichkeit, Ewigkeit, Unsterblichkeit spricht) zum Ausdruck, dessen Tragweite nicht leicht zu erfassen ist. Nehmen wir die beiden großen Texte, die für «Le temps retrouvé» charakteristisch sind. Proust fragt sich zunächst nach der Ursache der Freude, die uns diese Erlebnisse verschaffen:

«Diese Ursache aber erriet ich nunmehr, wenn ich untereinander jene verschiedenen beseligenden Eindrücke verglich, die das gemeinsam hatten, daß ich sie zugleich im gegenwärtigen Augenblick und in einem entfernten erlebte, bis schließlich die Vergangenheit auf die Gegenwart übergriff und ich selbst sofort nicht mehr unsicher war, in welcher von beiden ich mich befand; in der Tat war es so, daß das Wesen, das damals in mir jenen Eindruck verspürt hatte, ihn jetzt in dem wiederfand, was es an Gemeinsamem zwischen einem Tage von ehemals und dem heutigen gab, was daran außerhalb der Zeit gelegen war; es war ein Wesen, das nur dann in Erscheinung trat, wenn es auf Grund einer solchen Identität zwischen Gegenwart und Vergangenheit sich in dem einzigen Lebenselement befand, in dem es existieren und die Essenz der Dinge genießen konnte, das heißt außerhalb der Zeit. Dadurch erklärte sich, daß meine Sorgen um meinen Tod in dem Augenblick ein Ende gefunden hatten, in dem ich unbewußt den Geschmack der kleinen Madeleine wiedererkannte, weil in diesem Augenblick das Wesen, das ich zuvor gewesen war, außerzeitlich wurde und daher den Wechselfällen der Zukunft unbesorgt gegenüberstand. Nur außerhalb des Handelns und unmittelbaren Genießens war dieses Wesen zu mir gekommen, hatte es sich manifestiert, sooft das Wunder einer Analogie mich der Gegenwart entthob. Es hatte als einziges die Macht, mich zu den alten Tagen, der verlorenen Zeit wieder hinfinden zu lassen, während gerade das den Bemühungen meines Gedächtnisses und Verstandes immer wieder mißlang.»¹³

Sodann greift er die ganze Frage synthetisch wieder auf:

«So viele Male hatte im Laufe meines Lebens die Wirklichkeit mich enttäuscht, weil in dem Augenblick, da ich sie wahrnahm, meine Einbildungskraft, die mein

einziges Organ für den Genuß der Schönheit war, sich nicht dafür verwenden ließ, auf Grund des unumstößlichen Gesetzes, daß einzig das Abwesende Gegenstand der Imagination sein kann. Hier nun hatte sich plötzlich die Wirkung dieses harten Gesetzes als neutralisiert und aufgehoben erwiesen durch einen wundervollen Kunstgriff der Natur, die eine Empfindung – Geräusch des Löffels und des Hammers, gleicher Buchtitel und so weiter – einmal in der Vergangenheit ausschillern ließ, was meiner Einbildungskraft sie zu genießen gestattete, zugleich aber auch in der Gegenwart, in der nun die wirkliche Aktivierung meiner Sinne durch das Geräusch, die Berührung mit dem Wäschestück zu den Träumen der Einbildungskraft das hinzutat, was ihnen gewöhnlich fehlte, das heißt die Idee der Existenz; dank diesem Auskunftsmitglied aber hatte sie meinem Wesen für die Dauer eines Blitzes erlaubt, etwas zu erlangen, zu sondern und festzuhalten: ein kleines Quantum reiner Zeit. Das Wesen, das in mir wiedergeboren war, als ich derart vor Glück erbebend das Geräusch vernahm, das zugleich dem Löffel, der den Teller berührt, und dem Hammer eigen ist, mit dem man auf ein Rad klopft, sowie das Gemeinsame auch in der Ungleichheit der Pflasterung des Guermantesschen Hofes und der des Baptisteriums der Markuskirche verspürte, dieses Wesen nährt sich einzig von der Essenz der Dinge und findet in ihr allein seinen Bestand und seine Beseligung. Es kümmert traurig dahin bei der Beobachtung der Gegenwart, in der die Sinne ihm jene Essenz nicht zur Verfügung zu stellen vermögen, bei der Betrachtung einer Vergangenheit, die der Verstand ihm ausgedörrt verabfolgt, bei der Erwartung einer Zukunft, die der Wille aus Bruchstücken der Gegenwart und der Vergangenheit zusammensetzt, denen er noch dazu ihren Wirklichkeitsgehalt entzieht, da er von ihnen nur beibehält, was dem utilitaristischen, eng auf Menschliches beschränkten Zweck entspricht, den er ihnen zuerkennt. Sobald aber ein bereits gehörtes Geräusch, ein schon vormals eingatmeter Duft von neuem wahrgenommen wird, und zwar als ein gleichzeitig gegenwärtiges und Vergangenes, ein Wirkliches, das gleichwohl nicht dem Augenblick angehört, ein Ideelles, das deswegen dennoch nichts Abstraktes bleibt, wird auf der Stelle die ständig vorhandene, aber gewöhnlich verborgene Wesenssubstanz aller Dinge frei, und unser wahres Ich, das manchmal seit langem tot schien, aber es doch nicht völlig war, erwacht und gewinnt neues Leben aus der göttlichen Speise, die ihm zugeführt wird. Eine aus der Ordnung der Zeit herausgehobene Minute hat in uns, damit er sie erlebe, den von der Ordnung der Zeit freigewordenen Menschen wieder neu erschaffen.»¹⁴

Dieser Sieg über die Zeit ist indes nur vorübergehend und bedroht. Der eben zitierte Text bemerkt abschließend: «Doch diese Blicktäuschung, die einen mit der Gegenwart unvereinbaren

Augenblick der Vergangenheit dicht vor mich rückte, hielt nicht an.» Und noch klarer: «So geschah es, daß das, wovon das drei- oder viermal in mir neu erweckte Wesen gekostet hatte, vielleicht sehr wohl der Zeit entzogene Fragmente des Daseins waren. Aber diese Betrachtung, obwohl ihrem Wesen nach ewigkeitlich, blieb etwas Flüchtiges.»¹⁵ Müßte man sie als eine Vorwarnung, als eine Vorwegnahme auffassen? Meines Erachtens ist es nicht das, was Proust uns sagen will.¹⁶ Gewiß kann man nicht leugnen, daß in dieser Erfahrung kraft der Koinzidenz dieser beiden Momente durch die Zeit hindurch ein tiefes Ich zutage tritt, dieses «gleichbleibende tiefe Ich», von dem Proust in «Jean Santeuil» spricht, das Ich, das aus der Abfolge der empirischen, oberflächlichen, mit der Nichtigkeit der Welt und der Liebesbeziehungen zusammenhängenden Ichs auftaucht. Proust betont indes eher die Vielzahl der Ichs und zwar immer wieder, sowohl wenn er die zahlreichen Personen schildert, die in der «Recherche» in verschiedenen Zeitmomenten von neuem erscheinen, als auch wenn er die Erfahrung des Erzählers selbst analysiert, beispielsweise in «A l'ombre des jeunes filles en fleurs» («Im Schatten junger Mädchenblüte»): «Genau genommen mußte ich jedem einzelnen Ich, das künftighin an Albertine in mir dachte, einen von den andern unterschiedenen, neuen Namen geben; noch mehr aber jeder der Albertinen, die ich – niemals einander ganz gleich – in mir heraufbeschwor, wie auch das, was ich aus Bequemlichkeit einfach «das Meer» nannte (...) in Wirklichkeit viele verschiedene Formen des Meeres waren, die in mir aufeinanderfolgten.»¹⁷ Mit Recht erinnert denn auch M. Bardèche an «diese Grundidee, aus der sein Buch entstand: Es besteht keine Identität, weder in uns noch bei den andern, und das, was wir eine Person nennen, ist einfach eine handliche Konstruktion, ein geometrischer Ort verschiedener Ichs, die uns das gesellschaftliche Leben angewöhnt oder die wir, wenn es sich um uns selbst handelt, aus Konvention konstruieren.»¹⁸ Doch das will nicht heißen, daß der genannte Autor befugt ist, die von Proust bezeugte Erfahrung tiefer Identität zu verharmlosen und sie gewissermaßen auf eine Rückkehr einzelner der abgeschafften Ichs zurückzuführen.¹⁹

Das gilt umso mehr, als für Proust dieses wahre Ich, dieses «Menschheitsexemplar», das man in sich trägt²⁰, dieses «wir selbst, das wir augenblicklich nicht fühlen», das aber mit unserer Wahrnehmung der «der Vergangenheit und der Gegenwart gemeinsamen Essenz» erwacht²¹, dieser «aus der

Ordnung der Zeit herausgehobene» Mensch, ja dieser «ewige Mensch»²² eben das Ich ist, das allein das Werk aus sich hervorgehen läßt, das Ich, das man um jeden Preis entdecken muß, dieses unsichtbare «innere Wesen», das etwas ganz anderes ist als das öffentliche Ich, das das Werk der Dichter auskundschaftet und ausdrückt.²³ Im Gegensatz dazu ist dieses «ewige Ich» mit der Doppelsinnigkeit behaftet, die, wie wir sahen, das ganze Erlebnis des Transzendierens der Zeit umhüllt, und man darf es nicht als gelegentliches Zutreten einer immateriellen Substanz auffassen, wovon nirgends die Rede ist.

Es ist wichtiger, zu bemerken, wie sehr jedes derartige Erlebnis mit dem Sprechen und selbst mit dem Schreiben zusammenhängt. Man muß sich sogar fragen, wieweit es außerhalb jedes mündlichen oder schriftlichen Ausdrucks überhaupt bestehen kann. In einem bewundernswerten, entscheidenden Text in «Du côté de chez Swann» spricht der Erzähler der «Recherche» von der frühzeitigen Entdeckung, daß sehr prägnante Eindrücke – die noch keine Wiederholungen sind, aber durch das Verlangen, eine Wahrheit, eine Essenz der Dinge einzufangen, ihnen nahekommen – sich nur packen, ja sich nur vollenden lassen, wenn man sie formuliert, sie schriftlich wiedergibt:

«So nun, völlig außerhalb von jeder literarischen Absicht und ohne einen Gedanken daran, fühlte ich meine Aufmerksamkeit gefangen von einem Dach, einem Sonnenreflex auf einem Stein, dem Geruch eines Weges, und zwar gewährten sie mir dabei ein spezielles Vergnügen, das wohl daher kam, daß sie aussahen, als hielten sie hinter dem, was ich sah, noch anderes verborgen, das sie mich zu suchen aufforderten und das ich trotz aller Bemühungen nicht zu entdecken vermochte. Da ich genau fühlte, daß es in ihnen war, blieb ich unbeweglich stehen, um sie anzuschauen, einzuatmen, um den Versuch zu machen, mit meinem Denken über das Bild oder über den Duft noch hinauszugelangen. Wenn ich dann meinen Großvater einholen und meinen Weg fortsetzen mußte, suchte ich sie wiederzufinden, indem ich meine Augen schloß; ich konzentrierte mich völlig darauf, genau die Linie des Daches, den exakten Farbton des Steines wiederzufinden, die, ohne daß ich begreifen konnte warum, mir mit etwas angefüllt schienen und bereit sich zu öffnen, um mir auszuliefern, wovon sie selbst nur die Hülle waren. Gewiß waren es nicht Eindrücke dieser Art, die mir die verlorene Hoffnung wiedergeben konnten, eines Tages Schriftsteller und Dichter zu werden, denn sie waren immer an einen bestimmten Gegenstand ohne allen geistigen Gehalt und ohne Beziehung zu

einer abstrakten Wahrheit geknüpft. (...) Aber die Arbeit meines Bewußtseins war so angreifend – eine Arbeit, die diese Eindrücke von Formen, Düften oder Farben mir auferlegte – nämlich zu erfassen, was sich hinter ihnen verbarg, daß ich bald anfang, vor mir selbst Entschuldigungen zu finden, um mich dieser Anstrengung zu entziehen und mich nicht damit länger ermüden zu müssen. (...) War ich erst daheim, so dachte ich an anderes, und so häufte sich in meinem Geist (wie in meinem Zimmer die Blumen, die ich auf meinen Spaziergängen gepflückt hatte, oder die Dinge, die mir geschenkt worden waren) mancherlei an: ein Stein, auf dem ein Lichtreflex spielte, ein Dach, ein Glockenton, ein Blätterduft, viele verschiedene Bilder, unter denen seit langem schon die einst gehante Wirklichkeit weggestorben war, die zu entdecken meine Willenskraft damals nicht ausgereicht hatte. Eines Tages jedoch (...) hatte ich einen Eindruck dieser Art, bei dem ich nicht nachgab, bis ich tiefer in ihn eingedrungen war. Man hatte mich zum Kutscher auf den Bock sitzen lassen, und wir fuhren wie der Wind, weil der Doktor vor der Heimkehr noch in Martinville-le-Sec einen Patienten besuchen mußte, vor dessen Tür wir auf ihn warten sollten. An einer Wegbiegung hatte ich auf einmal jenes besondere Lustgefühl, das keinem anderen glich, beim Anblick der beiden Kirchtürme von Martinville, auf denen der Widerschein der sinkenden Sonne lag und die infolge der Wagenbewegung und der Windung der Straße den Platz zu wechseln schienen; es kam dann noch der von Vieux-vicq hinzu, der, von den beiden anderen durch einen Hügel und ein Tal getrennt, etwas höher in der Ferne liegt und ihnen dennoch ganz nahe benachbart schien.

Beim Feststellen und Einprägen der Form ihrer Spitze, der Verschiebung ihrer Linien, der Oberflächen, auf denen die Sonne lag, fühlte ich, daß ich noch nicht am Ende meiner Eindrücke war, daß etwas sich noch hinter dieser Bewegung, dieser Helligkeit befand, etwas, das sie zu enthalten und zugleich zu verbergen schienen. (...) Bald darauf war es, als ob ihre Umrißlinien und besonnten Flächen wie eine Schale sich öffneten und etwas, was mir in ihnen verborgen geblieben war, nunmehr erkennen ließen; es kam mir ein Gedanke, der einen Augenblick zuvor noch nicht in meinem Bewußtsein war und der sich in meinem Hirn zu Worten gestaltete, und die Lust, die mir soeben der Anblick der Türme bereitet hatte, war so gesteigert dadurch, daß ich, von einer Art von Rausch erfaßt, an nichts anderes dachte. In diesem Augenblick, – wir waren schon weit von Martinville entfernt – erkannte ich sie von neuem, diesmal ganz schwarz, denn die Sonne war untergegangen. Durch eine Wendung des Weges wurden sie mir für Sekunden entzogen, dann zeigten sie sich ein letztes Mal, dann sah ich sie nicht mehr.

Ohne mir zu sagen, daß das, was hinter den Türmen von Martinville verborgen war, einem wohl gelungenen Satz entsprechen mußte, da es mir ja in Gestalt

von Worten, die mir Freude machten, aufgegangen war, bat ich den Doktor um Bleistift und Papier, und trotz der Stöße des Wagens verfaßte ich, um mein Bewußtsein zu entlasten und aus Begeisterung (ein Stück Prosa, und als ich es) «beendet hatte, spürte ich, daß sie mich so vollkommen von diesen Kirchtürmen und von dem, was sich hinter ihnen verbarg, zu befreien vermocht hatten, daß ich, als sei ich selber ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, mit schriller Stimme zu singen begann.»²⁴

In «Le temps retrouvé» sind der Eindruck und das zu schreibende Werk weniger unmittelbar aneinander geschweißt, doch der Übergang vom wackeligen Pflasterstein beim Eingang zum Palais Guermantes zum Buch, das er im Salon, worin er wartet, sich zu schreiben vornimmt, geschieht dadurch, daß auf die eben angeführte Stelle in «Swann» Bezug genommen wird und damit erscheinen die Zusammenhänge sehr eng:

«Daher war ich jetzt entschlossen, mich an diese Betrachtung der Essenz der Dinge zu klammern, sie festzuhalten – aber wie, mit welchen Mitteln denn? (...) Doch gleich nachdem ich an diese Wiederauferweckungen durch die Kraft des Gedächtnisses gedacht hatte, besann ich mich darauf, daß auf eine andere Weise dunkle Eindrücke manchmal – und sogar schon in Combray auf dem Wege nach Guermantes – mein Denken angesprochen hatten nach Art jener Reminiszenzen, die nicht eine Empfindung von einst, sondern eine neue Wahrheit, ein kostbares Bild bargen, die ich (...) zu entdecken suchte. (...) Zweifellos war diese Entzifferung schwierig, aber sie allein gab eine Wahrheit zu lesen. (...) Kurz und gut, in dem einen wie dem andern Fall, ob es sich nun um Eindrücke wie denjenigen handelt, den mir der Anblick der Kirchtürme von Martinville geschenkt hatte, oder um Reminiszenzen wie die bei der Ungleichheit der beiden Steinplatten oder dem Geschmack der Madeleine auftauchenden, ich mußte versuchen, die Empfindungen als die Zeichen ebenso vieler Gesetze und Ideen zu deuten, indem ich zu denken, das heißt aus dem Halbdunkel hervortreten zu lassen und in ein spirituales Äquivalent umzusetzen versuchte, was ich empfunden hatte. Was anderes aber war dieses Mittel nun – das mir das einzige zu sein schien – als das Schaffen eines Kunstwerks?»²⁵

So ist das künstlerische Schaffen schon irgendwie im großartigen Erlebnis enthalten, das sich erst in dieser Entzifferung und dieser Fixierung vollendet. Darum verleiht das Erlebnis hinwieder der Sprache die ihr eigene Transparenz²⁶, es gibt dem Kunstwerk irgendwie seinen Rang bewährter Unsterblichkeit und wirkt sich damit selbst auf die künftigen Leser ansteckend aus: «... das Glück, welches ich jetzt verspürte» (es handelt sich hier

um den Eindruck und die endlich gewonnene Gewißheit, das Werk hervorbringen zu können, und zwar lassen sich Eindruck und Gewißheit nicht voneinander trennen), rührte «nicht mehr aus einer rein subjektiven Spannung meiner Nerven» her, «die uns von der Vergangenheit isoliert, sondern im Gegenteil von einer Ausweitung meines Geistes, in dem sich die Vergangenheit neu gestaltete, zur Gegenwart wurde und mir – nur für den Augenblick, ach! – Ewigkeitswert verlieh. Ich hätte diesen gern an diejenigen weitergegeben, die ich mit meinem Schatz hätte bereichern können.»²⁷ Das Werk selbst wird davon berührt: «Ich aber behaupte, das grausame Gesetz der Kunst besteht darin, daß die Wesen sterben und daß wir selbst sterben und dabei alle Leiden bis auf den Grund ausschöpfen, damit das Gras nicht des Vergessens, sondern des ewigen Lebens sprießt, der derbe, harte Rasen fruchtbarer Werke. . .»²⁸ Dies veranlaßt Marcel Proust sogar dazu, sich in «Contre Sainte-Beuve» eine merkwürdige Frage zu stellen: Meine Mutter, «die nicht (glaubte), hatte indes diesen impliziten Glauben, daß sie die Art von Schönheit, die sie in gewissen Augenblicken fand, unbewußt auf eine andere Ebene stellte, auf ein Mehr, das realer ist als unser Leben (. . .) Sie hätte dieser Freude nicht eine solche Bedeutung beigemessen, wenn sie diese nicht als eine der Freuden empfunden hätte, die in einem Sinn, den wir schlecht verstehen, den Tod überleben, da sie sich in uns an etwas wenden, was zumindest nicht unter dessen Herrschaft steht. Gehorcht der Dichter, der sein Leben einem Werk hingibt, das erst nach seinem Tod Anerkennung finden wird, wirklich dem Verlangen nach einem Ruhm, den er nicht erleben wird? Ist es nicht vielmehr etwas Ewiges an ihm, das – während er in dieser Eintagswohnung gelassen wird (und selbst wenn er nur in dieser Wohnung arbeiten kann) – an einem Werk arbeitet, das ebenfalls ewig ist? Und wenn zwischen dem, was wir aus der Physiologie wissen, und der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ein Widerspruch vorliegt, besteht dann nicht auch ein Widerspruch zwischen gewissen unserer Instinkte und der Lehre vom vollständigen Dahinsterven?»²⁹

Zum Schluß sind noch einige Präzisierungen notwendig. Man darf aus unseren Ausführungen nicht schließen, daß diese eigentümlichen Erlebnisse einer sich durch die Zeit erstreckenden Koinzidenz zwischen Ich und Ich, selbst wenn sie für Proust eine große Rolle gespielt haben und er versucht hat, bei andern Schriftstellern Parallelen

dazu zu entdecken³⁰, von ihm als das einzige Eingangstor zum künstlerischen Schaffen ausgegeben worden seien.³¹ Sie veranlassen den Schriftsteller, in sich Einkehr zu halten, sein Werk aus sich hervorgehen zu lassen, eine in ihn eingegrabene Wahrheit der Dinge zum Ausdruck zu bringen – und wenn er ein großer Künstler ist, ist das ihm eigene Herangehen an das Wirkliche ebenso neu und noch nie dagewesen –, in sich den ewigen Menschen zu entdecken, auf eine andere Art diese Spiritualitätserfahrung, das Erlebnis der Freiheit gegenüber der Zeit zu machen, das ihm, Marcel Proust, durch eine integrale Restitution der Vergangenheit geschenkt wurde, um es in der Sprache schriftlich wiederzugeben. Deshalb erinnere ich auch daran, daß die Ausdrücke «Schöpfung» und «Freiheit» nicht zu pressen sind: Niemand hat die Ausarbeitung des literarischen Werks weniger als etwas Demiurgisches oder auch als etwas rein Charismatisches aufgefaßt als Proust. Weil der Schriftsteller einerseits einem moralischen Anspruch gehorcht und eine neue Welt, die er in sich entdeckt, entziffern und zur Welt bringen muß, ist das Werk latent, in ihm verborgen, bereits vorhanden, notwendig und geht ihm so sehr voraus, daß er nur ein Übersetzer ist, der dem Buch zuhört, das in ihm schon vorhanden ist, kurz: wir sind dem Kunstwerk gegenüber keineswegs frei.³² Andererseits ist das intensive Erlebnis, unter dessen Druck der Autor sich auf den Weg gemacht hat, erst ein zündender Funke: Das Hervorbringen des Werks wird zu einer mühsamen Arbeit, zu deren Beschreibung Proust die Vergleiche mit dem Handwerk häuft, ja zu einer Askese, kurz, zu einer Aufgabe, die den Menschen völlig in Anspruch nimmt und ihre ethischen Forderungen mit sich bringt.³³

Und doch bleibt das künstlerische Schaffen das einzige große Freuden- und Heilerlebnis, das aus dem trostlosen Universum auftaucht und uns die Proustsche Weltsicht vermittelt.³⁴ Es allein gibt uns das zurück, «was uns (. . .) an unserem wahren Leben das Kostbarste sein sollte» und die Macht hat, uns mit unendlichem Glück zu erfüllen.³⁵ Es allein ermöglicht es uns auch, «die Schönheit um ihrer selbst willen (. . .) als ewige Realität, die von der Inspiration intuitiv wahrgenommen wird», zu entdecken und zu lieben: Wenn den großen Künstlern ihr Talent geschenkt wird, dann als eine Gewalt, diese Realität zu fixieren, deren Allmacht und Ewigkeit sie in Begeisterung und wie einem Gebot des Gewissens gehorchend ihr vergängliches Leben widmen, um ihm irgendwie Wert zu geben.»³⁶

¹ Jean Santeuil I (Gallimard, Paris 1952) 86.

² Der Autor dieses Aufsatzes zitiert die «Recherche» nach der sogenannten «édition carrée», die bei Gallimard unmittelbar nach der Urausgabe erschien (mit Ausnahme von «Du côté de chez Swann»; dieser Band wird nach der zweiten Ausgabe (Gallimard, Paris 1919) zitiert; die Urausgabe war 1913 bei Grasset in Paris erschienen).

Der Übersetzer zitiert die «Recherche» nach der 1953 bis 1957 bei Suhrkamp, Frankfurt/M und bei Rascher, Zürich erschienenen, von Eva Rechel-Mertens übersetzten deutschen Gesamtausgabe von «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» (sieben Bände).

Die hier angeführte Stelle findet sich in «Le temps retrouvé» II, 7-9 = «Die wiedergefundene Zeit» 282-284.

³ Hier wären die zahlreichen Beweise anzuführen, die Proust für die Ohnmacht des willentlichen oder intellektuellen Gedächtnisses vorbringt, und die langen Ausführungen, worin er das unwillkürliche Gedächtnis als Instrument zur Erkundung des Unbewußten preist. Man kann sich insbesondere auf die Erklärungen berufen, die er einem Interviewer des «Temps» am 13. Nov. 1913 gab. Zu dem sich aufdrängenden Vergleich mit Freud vgl. Impossible résonance: Etudes Freudiennes 7-8 (1973) 183-192.

⁴ «Les plaisirs et les jours», angeführt nach der bei Gallimard, Paris 1924 erschienenen zweiten Ausgabe, S. 229 bis 232 (die Urausgabe war 1896 bei Calmann-Lévy in Paris herausgegeben worden) = Tage der Freuden (Ullstein Buch Nr. 71) 153-154. Vgl. auch Jean Santeuil II, 339.

⁵ A l'ombre des jeunes filles en fleurs II₂, 165-166 = Schatten junger Mädchenblüte 428-429.

⁶ Le temps retrouvé II, 13 = Die wiedergefundene Zeit 289.

⁷ Diese Ausdrücke sind Jean Santeuil II, 230 entnommen, wo Proust anschließend eine Analyse der Rolle der Einbildungskraft anstellt, die an diesem unwillkürlichen Vergleich der Sinnesindrücke (der vom See und vom Meer vermittelten Eindrücke) arbeitet und nur hier tätig sein kann. Vgl. auch Le temps retrouvé II, 15 = Die wiedergefundene Zeit 291-292.

⁸ Contre Sainte-Beuve 55-58 (zitiert nach der Collection Idées, Gallimard, Paris 1954). Eine andere Formulierung findet sich in: A l'ombre des jeunes filles en fleurs II₂, 165 = Im Schatten junger Mädchenblüte 428f.: Dank der «wie ein Köder» in die «Erinnerung» hineingelegten Sinnesempfindung könnten alle andern ähnlichen Sinnesindrücke sich «müheles und lückenlos» unmittelbar an sie anschließen und «unmittelbar zu meinem Herzen» geführt werden. Vgl. auch in Le temps retrouvé II, 13 = Die wiedergefundene Zeit 289 die Analyse des Vergessens; dieses ermöglicht es, daß eine Empfindung von einst intakt bleiben kann.

⁹ Jean Santeuil II, 230f.

¹⁰ Le temps retrouvé II, 14 = Die wiedergefundene Zeit 290.

¹¹ Jean Santeuil II, 339.

¹² Le temps retrouvé II, 15 = Die wiedergefundene Zeit 292.

¹³ Ebd. 14 = 290-291. Vgl. auch in Contre Sainte-Beuve 364f.: «Das Ewige, das dieser Eindruck ebenso enthält wie der Kontinent den Duft eines Weißdorns oder irgendetwas anderes, das in ihn eindringt.»

¹⁴ Ebd. 15-16 = 291-293. Man vergleiche damit, wie Proust im Interview, das er am 21. Dez. 1913 dem «Miroir» gab (M. Proust, Textes retrouvés, éd. Ph. Kolb, Urbana, 1967) sich bei der Schilderung der Wirkungen seines zurückgezogenen Daseins in einem «spiritualistischen» Vokabular ausdrückt: «Indem der Schatten, die Stille und die Einsamkeit ihre dichten Decken auf mich geworfen haben, haben sie mich gezwungen, in mir selbst alle Lichter und Musiken und Erztitterungen der Natur und der Welt neu zu erschaffen. Mein spirituelles Wesen stößt nicht mehr an die Schranken des Sichtbaren und nichts behindert meine Freiheit.»

¹⁵ Le temps retrouvé II, 19-20 = Die wiedergefundene Zeit 293, 297.

¹⁶ Ich schließe mich hier ganz an die Deutung von Maurice Bardèche in seinem bewundernswerten «Marcel Proust romancier» (Les sept couleurs, Paris 1971) an, dem der vorliegende Aufsatz viel verdankt, auch wenn meines Erachtens dieser Kritiker die Bedeutung, die dieses eigenartige Erlebnis für Proust hatte, ein wenig herunterspielt und nicht genug auf dessen Zusammenhang mit dem literarischen Werk besteht. Prousts Werk zeugt von keiner religiösen Perspektive und keiner Erwartung eines künftigen ewigen Lebens. Einige neuere Versuche, Proust zu «christianisieren», können sich nur auf «sein Leben» stützen (ob zu recht oder unrecht, wage ich nicht zu entscheiden) und zwar in einer Art, die Proust selbst als Schriftsteller beständig zurückgewiesen hat. Der einzige in diese Richtung weisende Text, den ich kenne (er ist übrigens von eher agnostischer Färbung: es handelt sich bloß um eine Frage), findet sich in «Contre Sainte-Beuve» und hängt mit dem Horizont des künstlerischen Schaffens zusammen (ich werde ihn weiter unten anführen); es wäre jedoch widersinnig, den im gleichen Werk enthaltenen Text vorzubringen, worin der Erzähler zur Beruhigung seiner Mutter sagt, er sei von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt.

¹⁷ Im Schatten junger Mädchenblüte 757.

¹⁸ M. Bardèche aaO. I, 30; zahlreiche Beispiele ebd. I, 317.

¹⁹ Ebd. I, 318.

²⁰ Pastiches et mélanges (Paris 1919) 148.

²¹ Jean Santeuil II, 339.

²² Le temps retrouvé II, 16 und II, 80 = Die wiedergefundene Zeit 293 und 362: «ein Eindruck, der in mir den «ewigen Menschen» wieder erwecken konnte.»

²³ Contre Sainte-Beuve 205.

²⁴ Du côté de chez Swann I₁, 165-168 = In Swanns Welt 265-270.

²⁵ Le temps retrouvé II, 21-24 = Die wiedergefundene Zeit 298-302. Der gleiche Zusammenhang wird schon im ersten zitierten Text (II, 7-9 = 282-284) angedeutet.

²⁶ «Der Stoff unserer Bücher, die Substanz unserer Sätze muß immateriell, nicht einfach der Realität entnommen sein, aber unsere Sätze selbst und auch die Episoden müssen aus der transparenten Substanz unserer besten Minuten gemacht sein, worin wir außerhalb der Wirklichkeit und der Gegenwart sind» (Contre Sainte-Beuve 368).

²⁷ Le temps retrouvé II, 245 = Die wiedergefundene Zeit 545. Man muß jedoch hier unbedingt an Prousts strenge Warnungen vor einem leeren Ästhetizismus, einem falschen spirituellen Leben (ebd. II, 15 = 292f.) erinnern. Das Verschlingen von Kunstwerken kann eine Flucht vor der persönlichen Schöpfung sein, ein Alibi, um sich davon dispensiert zu halten, «die feine Linie zu bemerken, die durch den Anblick eines Weißdornbusches oder einer Kirche vertieft in uns eingezeichnet ist» (ebd. II, 43 = 322).

²⁸ Le temps retrouvé II, 248 = Die wiedergefundene Zeit 548. Proust verlegt indes die Unsterblichkeitserfahrung nicht in das Überleben der Werke, solange es Menschen gibt, wie Malraux dies tut (La tête d'obsidienne, z.B. 231, 236). Er vermerkt selbst ihre Sterblichkeit: «Zweifellos würden auch meine Bücher wie mein Wesen aus Fleisch und Blut schließlich eines Tages vergehen (...) Ewige Dauer ist den Werken sowenig wie den Menschen verheißen» (Le temps retrouvé II, 255 = Die wiedergefundene Zeit 556, Fußnote) – was übrigens Malraux nicht leugnet («Das imaginäre Museum ist ebenfalls nicht ewig» (S. 240). Julien Gracq steht Proust vielleicht näher in: Lettrines I (Corti, Paris 1967) 108.

²⁹ Contre Sainte-Beuve 344-345. Vgl. auch in Le temps retrouvé 240 = Die wiedergefundene Zeit 540: Diese «Geheimnisse» (im künstlerischen Schaffen) finden «ihre Erklärung wahrscheinlich nur in anderen Welten (...), deren erahntes Sein jedoch das ist, was uns im Leben und in der Kunst am tiefsten zu bewegen vermag.»

³⁰ Vgl. die Erörterung in: *Le temps retrouvé* II, 81–83 = Die wiedergefundene Zeit 364–365. Man könnte noch viele andere Beispiele anführen, z. B. das, das ich in «Impossible résonance» aaO. J. H. Newman entnommen habe.

³¹ Meines Erachtens vertritt deshalb M. Bardèche mit Recht die Ansicht, daß die doch recht sonderbaren Erlebnisse Prousts (auch wenn man nicht übertreiben darf; von «para-psychischen Anomalien» zu sprechen ist vielleicht ein wenig stark) für uns nur eine Einladung bedeuten können, das Unbewußte auszukundschaften, indem sie auf den Eingang zu dem zu besuchenden Reich hinweisen (Bardèche aaO. 333–334).

³² Vgl. *Le temps retrouvé* II, 53–54 = Die wiedergefundene Zeit 539–540.

³³ Vergleiche mit dem Handwerk: ebd. II, 239–240 = 539–540; Askese, in bezug auf Ruskin: *Pastiches et mélanges* 148; in bezug auf Rembrandt und Beethoven, die von ihrem Werk verzehrt worden sind: *Le temps retrouvé* II, 63–64 = Die wiedergefundene Zeit 344–345; eine ethische Wiederholung doch, wie M. Bardèche dazu bemerkt, geht sie mit der Zurückweisung jeder andern Moral einher, die nicht mit der Zielsetzung des Werkes gegeben ist (aaO. I, 139–140), was mit Prousts persönlichem Amoralismus und seiner ganz ästhetischen Auffassung der Liebe übereinklingt.

³⁴ M. Bardèche aaO. II, 282: «(Die wiedergefundene Zeit) trägt den Stempel der Traurigkeit, die mit dieser Lebensauffassung gegeben ist. Man begreift alles, man sieht die ganze Landschaft, doch sie ist eine Wüste: keine Liebe, keine Freundschaft, keine Kinder, keine Hoffnung, nur die dürre Landschaft der Wahrheit und hier und da die verkrüppelten und bitteren Büschel der puren Sinnlichkeit.»

³⁵ Der Schluß von M. Bardèche ist diesbezüglich ein wenig vage. Er scheint ab und zu das durch die Kunst gewonnene Heil herabzumindern, indem er es einzig mit der Suche nach der Wahrheit in Zusammenhang bringt (aaO. II, 343). An andern Stellen sagt er selbst, daß «Proust in seinem Buch, das heißt durch die Kunst wieder zu seinem Leben zurückgefunden hat» (aaO. II, 353), und fügt hinzu, daß der Schriftsteller auch dem Leser statt der Bitternis der Lehren, die er aus dem Dasein gezogen hat, die ganze Freude der Poesie bringt, die «eine wiedergefundene Zeit zurückerstattet, die schöner ist als die ganze verlebte Zeit» (aaO. II, 365), welche übrigens trotz allem ihre Frische gehabt hat (II, 353).

³⁵ Aufsatz über Ruskin: *Pastiches et Mélanges* 154–155

Übersetzt von Dr. August Berz

JEAN-PIERRE JOSSUA

geboren 1930 in Boulogne-sur-Seine (Frankreich), Dominikaner, 1962 zum Priester geweiht. Er studierte an der Medizinischen Fakultät von Paris, an der Theologischen Fakultät von Le Saulchoir und an der Universität Straßburg, ist Lektor und Doktor der Theologie (Staatsdoktorat 1968 in Straßburg), seit 1965 ist er Professor für dogmatische Theologie an den Fakultäten von Le Saulchoir und seit 1968 Rektor der Fakultäten. Er veröffentlichte u. a. (als Mitarbeiter): *La liturgie après Vatican II* (Paris 1967), *Le salut. Incarnation ou mystère pascal?* (Paris 1968), *Christianisme de masse ou d'élite?* (Paris 1968), *Une foi exposée* (Paris 1972).

Iring Fetscher

Vom Leben in der Endlichkeit

Die meisten Zeitgenossen in den industriell entwickelten Staaten der westlichen Welt haben den Glauben an ein Jenseits, ein Weiterleben der Seele nach dem physischen Tod verloren. Wenn man einen solchen Erfahrungssatz niederschreibt, wird einem sofort seine Fragwürdigkeit bewußt. Allzuviel spricht dafür, daß sehr viele Menschen das Bewußtsein einer endlichen Existenz nicht ertragen können und begierig nach tröstender Bestätigung suchen, daß es doch nicht so sei. Die Bereitschaft, allen möglichen «Botschaften» zu glauben, wenn diese nur im Gewande von «Wissenschaft» auftreten, ist groß. Was die christlichen Religionen an Gläubigen verloren haben, haben oft krypto-religiöse Lehren und Aberglauben gewonnen. Dennoch spricht die krampfhafteste Art und Weise,

wie der Tod aus dem Bewußtsein, ja aus dem Blickfeld verdrängt wird, dafür, daß er oft als definitives Ende empfunden (oder immerhin gefürchtet) wird, an das man nicht erinnert werden möchte. Die Hoffnung auf den Arzt als Lebensverlängerer hat die Hoffnung auf das Jenseits verdrängt. Daher die unstillbare Neugier, mit der Fortschritte der Medizin aufgenommen werden und das Prestige, das diesen Berufsstand noch immer umgibt. Der Arzt aber weiß, daß die von ihm erwartete Lebensverlängerung in vielen Fällen nur die Aufrechterhaltung rudimentärer Leibesfunktionen ist, während die Hirnzellen infolge der Unterbrechung ihrer Durchblutung endgültig abgestorben sind. Er sieht sich vor der schweren Entscheidung, den konservierten Kreislauf des Blutes in dem bewußtseinsunfähig gewordenen Körper «abzustellen», schon um die klinischen Einrichtungen noch rettbarerem Leben mit Bewußtseinschancen zuführen zu können. Die gesteigerte Macht der Medizin schafft immer neue ethische Probleme.

Die fehlende Fähigkeit mit der eigenen Endlichkeit «fertigzuwerden» bei gleichzeitigem Unglauben an eine Unsterblichkeit der Seele oder eine